

## 2 Die Suche nach dem Existenziellen und Distinktiven von Städten – Eine Rekonstruktion stadtsoziologischer Perspektiven auf die Stadt

„How we categorize, label, and represent this »imagined environment« we call the city, and by what criteria we distinguish one type of city from another tells us something about how we think about the particular world, or better, worlds, in which the city exists“ (King 2005: 67).

Die vorliegende Arbeit zielt speziell darauf ab, allgemeine Konstruktionsprinzipien zu identifizieren, mit denen städtische Wirklichkeit hergestellt wird. Ferner wird der Frage nachgegangen, ob und wie sich anhand der auf den Prinzipien basierenden Sinnzuschreibungen das differenzierende Feld von Städten relational zueinander aufspannt. Dabei geht es aus wissenssoziologischer Perspektive darum, die Stadt in dem Sinne zu fassen, wie King zuvor beschrieben hat: In ihrer *Existenz*. Dem liegt die Annahme zugrunde, dass Städte im Sinne von Alfred Schütz gesellschaftlich konstruiert sind. Dass jedoch über die *soziologische Existenz von Städten* bislang kaum etwas bekannt ist, zeigt die nachstehende Rekonstruktion der Geschichte der Stadtsoziologie und der dabei vorgenommenen Zugriffe auf die Stadt. Anhand der stadtsoziologisch relevanten Arbeiten von Karl Marx, Friedrich Engels, Max Weber, Georg Simmel, Robert E. Park und der Chicago School of Urban Sociology sowie Louis Wirth und der New Urban Sociology wird rekonstruiert, welche Annahmen und Forschungsinteressen dazu geführt haben, dass aus soziologischer Perspektive über die Stadt als Wissensobjekt kaum gearbeitet wurde. Die Rekonstruktion zeigt dabei einerseits, dass in der bisherigen stadtsoziologischen Forschung die Analyse der Stadt weitestgehend zugunsten der Analyse sozialer Prozesse in Städten aufgegeben wurde. Andererseits zeigt die Rekonstruktion deutlich, welche Herausforderungen damit verbunden sind, Stadt als Gegenstand stadtsoziologischer Empirie und Theoriebildung zu fassen. Zum Abschluss des Literaturüberblicks zur stadtsoziologischen Empirie und Theorie wird der Darmstädter Eigenlogikansatz von Berking und Löw dargestellt. Dieser Ansatz stellt die bisherigen subsumtionslogischen Ansätze, welche die Stadt als Unterkategorie von Gesellschaft fassen, in Frage und entwickelt eine neue Perspektive für die soziologische Stadtforschung (vgl. Berking/Löw 2005b, 2008b; Berking 2008, 2012; Löw 2008a, 2008b, 2011, 2012; Frank 2012). Anschließend daran wird die Forschungsfrage aus den bisherigen Erkenntnissen am Ende dieses Kapitels hergeleitet.

Schon vor der Begründung der Stadtsoziologie als eigenständige Disziplin nahmen Karl Marx und Friedrich Engels in ihrer Auseinandersetzung mit dem Kapitalismus Bezug auf die Stadt. Obwohl ihr originäres Erkenntnisinteresse nicht auf der Stadt lag, kamen sie nicht umhin, diesen Gegenstand in ihren Analysen zu berücksichtigen. Die Gründe dafür sind schlicht. Durch die industrielle Revolution wurde die Produktion von Gütern auf große Fabriken konzentriert. Mit dieser Produktionsverlagerung ging zwangsläufig eine räumliche Konzentration der Arbeitskräfte einher. Engels beschreibt dies in seinem Werk *Die Lage der arbeitenden Bevölkerung in England* wie folgt:

„Die Bevölkerung wird ebenso zentralisiert wie das Kapital; ganz natürlich, denn in der Industrie wird der Mensch, der Arbeiter nur als ein Stück Kapital angesehen, dem der Fabrikant dafür, daß es ihm zur Benutzung sich hingibt, Zinsen, unter dem Namen Arbeitslohn erstattet. Das industrielle große Etablissement erfordert viele Arbeiter, die zusammen in einem Gebäude arbeiten; die müssen zusammen wohnen, sie bilden schon bei einer mäßigen Fabrik ein Dorf. Sie haben Bedürfnisse, und zur Befriedigung desselben anderer Leute nöthig; Handwerker, Schneider, Schuster, Bäcker, Maurer und Schreiner ziehen sich hin. [...] So wird aus dem Dorf eine kleine Stadt, aus der kleinen Stadt eine große. Je größer die Stadt, desto größer die Vorteile der Ansiedlung. Man hat Eisenbahnen, Kanäle und Landstraßen; die Auswahl zwischen den erfahrenen Arbeitern wird immer größer; man kann neue Etablissements wegen der Konkurrenz unter den Bauleuten und Maschinen-Fabrikanten, die man gleich bei der Hand hat, billiger anlegen, als in einer entfernten Gegend, wohin Bauholz, Maschinerie, Bauleute und Fabrikarbeiter erst transportiert werden müssen; man hat einen Markt, eine Börse, an der sich die Käufer drängen; man steht in direkter Verbindung zu den Märkten, die das rohe Material liefern oder die fertige Waare abnehmen. Daher die wunderbare schnelle Vermehrung der großen Fabrikstädte“ (Engels 1845: 33 f.).

Mit der Ablösung feudaler Arbeitsstrukturen durch die kapitalistischen Produktionsweisen geht also ein schneller Aufschwung der Industriestädte einher. Dieser Aufschwung wiederum ist geprägt von einem Wandel der gesamten städtischen Sozialstruktur. Daher ist es nicht verwunderlich, dass sich in den Werken von Marx und Engels, die den durch das Kapital geprägten, gesellschaftlichen Wandel zum Thema gemacht haben, „zahlreiche vereinzelte Angaben über die Stadt und die städtischen Probleme finden“, wie Lefèbvre (1972: 7) feststellt. Doch trotz der Fülle der Bezüge zur Stadt gibt es keine systematische Gegenstandsbestimmung derselben (vgl. Lefèbvre 1972: 7) und „keine eigenständige Theorie“ (Saunders 1987: 33).

Dennoch wird der Stadt von Marx wie auch von Engels eine bedeutende Rolle für die Erklärung der kapitalistischen Entwicklungen und den damit verbundenen gesellschaftlichen Veränderungen zugesprochen. Lefèbvre fasst dies damit zusammen, dass für Marx die Auflösung feudaler Produktionsweisen und der Übergang zum Kapita-

lismus eng mit dem Subjekt Stadt verknüpft ist (vgl. 1972: 54). Häußermann und Siebel argumentieren ähnlich. Sie schreiben, dass gerade „die besondere Verfassung sowie die soziale Struktur“ (Häußermann/Siebel 2004: 90) der Stadt „eine wichtige Bedingung für die Entfaltung der Dynamik des Kapitalismus“ (ebd.) waren. Bei Marx offenbart sich dies beispielsweise in seiner Kritik zur politischen Ökonomie, wenn er schreibt: „Die Grundlage aller entwickelten und durch Warenaustausch vermittelten Teilung der Arbeit ist die Scheidung von Stadt und Land“ (2006: 408 f.). An dieser Stelle kommt zur Geltung, dass für Marx die Bedeutung der Stadt für den gesellschaftlichen Wandel im Wesentlichen durch den kategorialen Gegensatz zum Land bestimmt und an die Arbeitsteilung gebunden ist. Auch wenn Engels dies nicht konkret formuliert, ist auch für ihn der gesellschaftliche Wandel zwingend an den Gegensatz der Stadt zum Land gebunden. So verweist Engels darauf, dass die Konsequenzen des sozialen Wandels am deutlichsten und offensten in den großen Städten hervortreten. Er belegt die Aussage damit, dass in den Städten „die Industrie und der Handel am vollständigsten zu ihrer Entwicklung kommen“ (1845: 35). In ihrer Auseinandersetzung mit Prozessen der Vergesellschaftung sehen Marx und Engels in der „Industriestadt selbst nicht die Ursache für die Überwindung des Feudalismus“, aber die „Form, in der sie sich vollzog“, wie Saunders (1987: 29) schreibt. Das Erkenntnisinteresse von Marx und Engels ist ergo nicht auf die Stadt gerichtet, sondern auf „die kapitalistischen Prozesse, die am städtischen Kontext am klarsten enthüllt werden“ (ebd. : 30). Die Stadt wird also in der marxistischen Theoriestrategie als Subjekt der Analyse definiert (vgl. ebd.: 33). Neben Lefèbvre (vgl. 1972: 54) benennt Saunders dies explizit mit der Aussage, dass eine marxistische Analyse, „die über die Erscheinungsebene hinausgehen will und auf die Existenz zugrundeliegender Zusammenhänge abhebt, [...] nicht die Stadt als das Objekt ihrer Analyse betrachten, sondern [...] vielmehr die städtischen Erscheinungsformen als Ausdruck fundamentaler Bedingungen berücksichtigen“ (ebd.: 33) wird. Nicht die Stadt im Gegensatz zum Land wird für den gesellschaftlichen Wandel in den Städten verantwortlich gemacht, sondern die kapitalistischen Produktionsweisen, welche die kategoriale Opposition von Stadt und Land erzeugen und aufrechterhalten (vgl. ebd.: 27). Mit der Auflösung kapitalistischer Produktionsformen löst sich gleichermaßen die kategoriale Beziehung zwischen Stadt und Land auf und in diesem Zusammenhang verliert die Stadt im Zugang von Marx und Engels ebenfalls ihren Status als Gegenstand der Forschung.

Wie auch Marx und Engels beschäftigt sich Max Weber mit der historischen Rolle der Stadt in Bezug auf die Entwicklung des modernen Kapitalismus. Das Interesse Webers an der Stadt beziehungsweise der mittelalterlichen Stadt ist von der Suche nach den historischen Ursachen für die Entwicklung des modernen Kapitalismus geprägt und mit der Frage verbunden, warum dieser gerade in den Städten des westlichen Europas entstanden ist. Weber sucht zum einen die Bedingungen, die zur Ablösung des Feudalismus und zur Begründung des modernen Kapitalismus führten und zum anderen die spezifische Besonderheit der mittelalterlichen europäischen Stadt im historischen Kontext. Für die Analyse dieser Fragen hat Weber städtische Idealtypen entwickelt. Die Konstruktion von Idealtypen übernimmt für Weber die wichtige Funktion Verallgemeinerungen treffen zu können. Webers Idealtypen werden daher speziell in einem historischen Kontext und für eine bestimmte Fragestellung entwickelt und dienen dabei einzig und allein dem Ziel, aufzuzeigen, warum der moderne Kapitalismus gerade in der okzidentalen Stadt seine Geburt erfahren hat. Mit der Definition der okzidentalen Stadt werden die spezifischen Elemente der besonderen politischen und ökonomischen Konstitution zusammengefasst, welche eben diese okzidentale Stadt zu dem Ort für sich verändernde Herrschaftsformen gemacht haben, die letztendlich zu der Begründung des Kapitalismus führten (vgl. zu diesem Absatz Saunders 1987: 40; Krämer-Badoni 1992: 11). Gerade wegen der besonderen Konstitution des Idealtypus der okzidentalen Stadt kann Weber dieser einräumen, als „ein höchst entscheidender Faktor“ für die Entstehung des modernen Kapitalismus und den modernen Staat gewesen zu sein (vgl. Weber 1980, orig. 1921: 788). Saunders führt dazu aus:

„Weber zeigte z.B. die höchst bedeutende Rolle der mittelalterlichen Städte bei der Erosion der politischen und ökonomischen Verhältnisse des Feudalismus und der Herausbildung eines neuen rationalen Geistes auf – eines Geistes, der sich später als entscheidend für die Entwicklung kapitalistischer Unternehmerschaft und demokratischer Bürgerrechte herausstellte“ (Saunders 1987: 21).

Mit seinen Analysen hat Weber allerdings, wie Krämer-Badoni zusammenfasst, „weder eine Theorie der Stadt »gegeben« noch hat er eine »ökonomische Fassung des Begriffs« formuliert, auf der die moderne Stadtsoziologie aufbauen könnte“ (Krämer-Badoni 1992: 9, im Original hervorgehoben). Der historisch einzigartige Kontext bedingt zwangsweise, dass die okzidentale Stadt „nicht als allgemeine Definition über alle Zeiten und Orte hinweg gelten“ (Saunders 1987: 40) kann. Saunders' Ansicht nach wäre es daher verfehlt, sich von Webers Analysen der okzidentalen Stadt „eine Orientierung in Hinblick auf die Erforschung der modernen kapitalistischen Stadt zu erwarten“ (ebd.). Aus Webers Auseinandersetzung mit der Stadt könne der Schluss

gezogen werden, „daß die Stadt selbst nicht als eigenständiges Problem untersucht werden kann und es wenig Sinn hat, eine Theorie der Stadt *per se* zu entwickeln“ (1987: 40, im Original hervorgehoben). Zu einem ähnlichen Ergebnis kommen Häußermann und Siebel, wenn sie schreiben, dass „seit dem Siegeszug des Kapitalismus und des bürokratisch verfassten Nationalstaats [...] Stadt nicht mehr Ort einer anderen Ökonomie und Politik bzw. einer besonderen Produktionsweise“ (2004: 92) ist, und dem Gedankengang folgend kein sinnvoller Untersuchungsgegenstand mehr ist.

Aufbauend auf den bisherigen Erkenntnissen lässt sich zusammenfassen, dass Marx, Engels und Weber die soziologische Kategorie Stadt über den Gegensatz zum Land definierten. Nach Auflösung dieses Gegensatzes in der modernen Gesellschaft verbietet der Zugang der zuvor genannten Autoren daher, die Stadt weiterhin zum Gegenstand sozialwissenschaftlicher Empirie oder Theorie zu machen.

Georg Simmel setzte sich aus einer philosophischen Perspektive mit der Stadt auseinander. In seinem eindrucksvollen, 1903 erschienen Essay *Die Großstädte und das Geistesleben*, das auch als Gründungsmanifest der Stadtsoziologie beschrieben wird (so bspw. Häußermann/Kemper 2005: 26), analysiert Simmel das moderne Leben in der Großstadt sowie die Ursachen für dieses. Anhand der Variablen Größe, Geldwirtschaft und Differenzierung/Arbeitsteilung illustriert er die Auswirkungen auf die individualpsychologischen Verhältnisse, durch welche sich soziologische Phänomene in der Großstadt erklären lassen. In Simmels Analysen lassen sich die Ursache-Wirkungs-Beziehungen der Variablen jedoch nicht immer deutlich voneinander abgrenzen, wie nachfolgend skizzenhaft dargestellt wird.

Großstädte sind nach Simmel durch einen „raschen und ununterbrochenen Wechsel äußerer und innerer Eindrücke“ (Simmel 2006, orig. 1903: 9), die zu einer Steigerung des Nervenlebens führen, gekennzeichnet. Als Gegensatz zieht Simmel die Kleinstadt und das Landleben heran, mit ihrem „langsamen, gewohnteren, gleichmäßiger fließenden Rhythmus ihres sinnlich-geistigen Lebensbildes“, welcher viel mehr „auf das Gemüt und gefühlsmäßige Beziehungen gestellt ist“ (ebd.: 10). Mit zunehmender Größe einer Stadt steigern sich daher unweigerlich die auf das Individuum wirkenden Eindrücke, von denen dessen Handeln bestimmt ist. Für das Individuum bedeutet dies im Positiven eine gewisse intellektuelle Förderung, führt aber letztlich im Negativen zu einer Reizüberflutung.

Zum Schutz seiner selbst „gegen die Entwurzelung, mit der die Strömungen und Diskrepanzen seines äußeren Milieus ihn bedrohen“ (ebd.: 11), reagiert das Individuum nicht mehr mit dem Gefühl, sondern nur noch mit dem Verstand. Die Verstandesherrschaft drückt sich im modernen Leben durch unpersönliche zwischenmenschliche Beziehungen aus. Simmel führt „diese Verstandesmäßigkeit, [...] als ein Präservativ des subjektiven Lebens gegen die Vergewaltigung der Großstadt“ (ebd.) zunächst auf diese zurück.

Ferner erkennt Simmel die Verstandesherrschaft aber auch als ein grundlegendes Element der Geldwirtschaft. So stehen für ihn „Geldwirtschaft [...] und Verstandesherrschaft [...] im tiefsten Zusammenhange. Ihnen gemeinsam ist die reine Sachlichkeit in der Behandlung von Menschen und Dingen, in der sich eine formale Gerechtigkeit mit rücksichtsloser Härte paart“ (ebd.: 12). Somit wird die Verstandesherrschaft nicht nur durch die Größe und deren Reizüberflutung, sondern ebenfalls durch die Geldwirtschaft hervorgerufen. Da die Großstädte ihrerseits „von jeher die Sitze der Geldwirtschaft sind“ (ebd.: 11), vereinen sich dabei Ursache und Wirkung.

Darüber hinaus führt Simmel die Verstandesherrschaft als Abkehr von den emotionalen Beziehungen zwischen den Menschen auch auf die Marktwirtschaft, in der sich Verbraucher und Produzent nicht mehr kennen, zurück. Die aus der Marktwirtschaft resultierende „unbarmherzige Sachlichkeit“ steht allerdings auch „in so enger Wechselwirkung“ mit der Geldwirtschaft,

„daß niemand zu sagen wüsste, ob zuerst jene seelische, intellektualistische Verfassung auf die Geldwirtschaft hindrängte, oder ob diese der bestimmende Faktor für jene war. Sicher ist nur, daß die Form des großstädtischen Lebens der nähendste Boden für diese Wechselwirkung ist“ (ebd.: 14).

Durch die einflussgebenden Variablen Geldwirtschaft und Marktwirtschaft und die Abhängigkeiten derselben von der Größe einer Stadt kann die Verstandesherrschaft als Merkmal des modernen Lebens in der Großstadt daher nicht aus der Stadt allein als bestimmende Variable erklärt werden.

Ähnlich verhält es sich mit der von Simmel identifizierten Blasiertheit, welche er als „Abstumpfung gegen die Unterschiede der Dinge“ in der Weise definiert, „daß die Bedeutung und der Wert der Unterschiede der Dinge und damit der Dinge selbst als nichtig empfunden wird“ (ebd.: 20), beziehungsweise als „Unfähigkeit, auf neue Reize mit der ihnen angemessenen Energie zu reagieren“ (ebd.). Als Folge der Steigerung des Nervenlebens stumpfen die Nerven so weit ab, dass die Umwelt vom Individuum

nur noch indifferent und farblos wahrgenommen wird. Damit einhergehend wird nicht nur die gesellschaftliche Umwelt entwertet, sondern in logischer Konsequenz auch die eigene Persönlichkeit durch die Gesellschaft. Die Blasiertheit führt Simmel zunächst auf die Großstadt zurück (vgl. ebd.: 19), um anschließend fortzufahren: „Mit dieser physiologischen Quelle der großstädtischen Blasiertheit vereinigt sich die andere, die in der Geldwirtschaft fließt“ (ebd.: 20). Denn ebenso wie der Verstand nicht mehr nach dem Individuellen fragt, nivelliert der Tauschwert des Geldes alle Eigenarten und Qualitäten mit der Frage nach dem „bloßen Wieviel“ (vgl. ebd.: 12, 21). So wird die Blasiertheit auch durch die Geldwirtschaft, die in den Großstädten strukturprägend ist, hervorgerufen, als Eigenschaft des modernen Lebens kann sie jedoch nicht nur auf die Stadt zurückgeführt werden.

Das individualpsychologische Merkmal der Blasiertheit zeigt sich darin, dass „die Nerven ihre letzte Möglichkeit, sich mit den Inhalten und der Form des Großstadtlebens abzufinden, darin entdecken, daß sie sich der Reaktion auf sie versagen“ (ebd.: 22). Dies führt im modernen Leben unweigerlich zu einer Reserviertheit gegenüber anderen Personen. Diese Reserviertheit, welche als Dissoziierung in Erscheinung tritt, ist jedoch „in Wirklichkeit nur eine ihrer elementarsten Sozialisierungsformen“, welche dem Individuum als „Geisteswesen der Großstadt“ einzigartige Freiheitsgrade gewährt. Obgleich Simmel in diesem Kontext den Ausdruck „Geisteswesen der Großstadt“ nutzt und als Beispiel die Intensität von emotionaler Bindung in der Gruppenbildung in Abhängigkeit der numerischen Größe anführt (vgl. Simmel 1992: 845 f.; 2006, orig. 1903: 26 ff.), ist die aus der Reserviertheit entstehende, durch formale Mittel der Kontrolle (vgl. Simmel 2006, orig. 1903: 28 f.) hergestellte, individuelle Freiheit jedoch nicht nur auf die numerische Größe der Stadt zurückzuführen, sondern über das Wesen der Blasiertheit auch auf die Geldwirtschaft (siehe oben) sowie in Maßen auf den Kosmopolitismus, von welchem Großstädte geprägt sind (vgl. Simmel 2006, orig. 1903: 32).

Ein weiteres Phänomen des modernen Lebens in der Großstadt ist die Differenzierung. Nach Simmel ergibt sich die Differenzierung aus der Arbeitsteilung. Diese zwingt das Individuum zu einer Spezialisierung seiner Leistung sowie zu einer qualitativen „Besonderung“ (ebd. 37), ohne die er Gefahr laufen würde, in dem die Großstadt prägenden Wettbewerb nicht zu bestehen und in der Großstadt unerhört zu bleiben (vgl. ebd.: 35 ff.). Simmel sieht die Gefahr in diesem Prozess darin, dass das Individuum mit der

Fokussierung auf eine immer einseitigere Leistung „seine Persönlichkeit als ganze oft genug verkümmert lässt“ (ebd.: 39). Die Arbeitsteilung als Ursache führt Simmel sowohl auf die Größe der Stadt als auch auf die Marktwirtschaft zurück (vgl. ebd. 35 f.). Einen weiteren Zwang zur „Ausbildung persönlicher Sonderart“ als Differenzierungsmerkmal führt Simmel auf die „Kürze und Seltenheit der Begegnungen, die jedem Einzelnen mit dem anderen – verglichen mit dem Umgang in der kleinen Stadt – gegönnt sind“ (ebd.: 38) zurück. Dies offenbart beispielhaft, dass auch die Differenzierung mehr als eine erklärende Variable in Simmels Essay vorweist und damit nicht allein auf die Stadt zurück zu führen ist. Es lässt sich daher zusammenfassen, dass Ursachen und Wirkungen bei Simmel nicht deutlich voneinander abzugrenzen sind. Zu diesem Schluss kommen auch Peter Saunders (1987: 95) und Thomas Krämer-Badoni (1992: 12 ff.). Saunders nimmt dennoch an, dass Simmel mit seinem Werk den Versuch unternommen hat, „die Stadt per se zu theoretisieren“ (Saunders 1987: 95). Dies begründet er mit der besonderen Betonung auf die numerische Größe in Simmels Essay (vgl. ebd.). Vor dem Hintergrund des großen Urbanisierungsprozesses, in welchem Simmel dieses verfasste, betrachtet, scheint allerdings vielmehr die gegenteilige These von Krämer-Badoni zuzutreffen. Nach dieser hatte Simmel nicht etwa im Sinn, eine Theorie der Städte per se zu entwickeln, sondern wollte vielmehr „die gesellschaftlich vermittelten und sozial wirksamen, in Städten geformten Psychostrukturen des modernen Individuums, seine Interaktionsformen und Individualisierungsstrategien“ (Krämer-Badoni 1992: 17) offen legen. Gegen eine Theorie der Stadt per se spricht ferner die explizite Abgrenzung der Großstadt gegenüber der Kleinstadt neben dem Land, die Simmel mehrfach vornimmt. So führt Krämer-Badoni daher zu Recht aus, dass sich Simmel die „Stadtsoziologen-Frage“ (ebd. 15) nie gestellt und zwischen gesellschaftlich und städtisch verursachten Phänomenen unterschieden hat (vgl. ebd.). Unter diesen Annahmen münden die mannigfachen Ursache-Wirkung-Beziehungen zwischen den Variablen Größe, Geldwirtschaft und Differenzierung/Arbeitsteilung bei der analytischen Beschreibung von Großstadt und moderner Gesellschaft in Simmels Essay auch nicht in einem analytischen Dilemma, so dass man ihm keinesfalls, wie Saunders, „begriffliche Verwirrung“ (1987: 98 f.) unterstellen braucht. Obgleich Simmels Essay noch immer nichts an seiner Aktualität verloren hat und einen bedeutenden Beitrag zur Stadtsoziologie darstellt, erhebt er die Stadt nicht zum Gegenstand eigenständiger Theoriebildung. Die Frage, ob sich die identifizierten „soziologischen Tatsachen“ in verschiedenen Städten in unterschiedlicher Art und Weise ausdragen, bleibt bei ihm unerforscht.



Im Kontext der großen Immigrationswellen und Urbanisierungsprozessen in den USA entstand dort, genauer in Chicago, eine neue Forschungsrichtung der Stadtsoziologie, die der Chicago School of Urban Sociology (nachfolgend Chicago School genannt). Wesentliche Merkmale, sogar Prämissen für die Arbeiten der Chicago School rund um Robert E. Park waren dabei zum einen die Abkehr von der historisch-theoretischen *Bibliotheks*-Soziologie zugunsten einer Ausrichtung auf empirisch orientierte Sozialforschung, zum anderen die Abkehr von der „durch moralische Vorannahmen bestimmten empirischen Soziologie“ (Rolf Lindner 2004: 117) und damit die Zuwendung hin zu einer zweckfreien und empirischen und objektiven Forschung (vgl. ebd.). Verkürzt: statt Büchern Empirie, statt Vorannahmen Zweckfreiheit. Ein Stück weit ist dieser grundsätzliche Wechsel sicherlich auf die jahrelange journalistische Tätigkeit von Park vor seinem Eintritt in die Chicago School zurückzuführen (vgl. ebd.: 118). Die Vertreter der Chicago School<sup>6</sup> betrachteten die Stadt aus der Perspektive der Human- beziehungsweise Sozialökologie. Die grundlegende These ihrer Arbeiten war daher, dass sich der Mensch, der Tier- und Pflanzenwelt gleich, kontinuierlich an die natürliche Umwelt anpasst und dass sein Verhalten durch diesen Anpassungsprozess bestimmt wird. Aus der Perspektive der Chicago School ist die natürliche Umwelt als urbane Umwelt definiert. Das Erkenntnisinteresse von Park und seinen Kollegen richtete sich zum einen auf die physikalisch-räumliche Strukturbildung von wachsenden Städten und in diesem Kontext auf das Verständnis der Aneignung von Raum durch spezifische Gesellschaftsgruppen. Zum anderen, damit verbunden, auf die Elemente der sozialen Kontrolle als Ursache für die Formen der Vergesellschaftung und damit auf das Verständnis der kulturellen Lebensweisen von ebendiesen, meist segregierten Gesellschaftsgruppen, vorzugsweise Underdogs im Kontext der wachsenden Stadt (vgl. Park/Burgess 1967, orig. 1925: 3; Häußermann/Kemper 2005: 28). Die Studien befassten sich thematisch mit Phänomenen der sozialen Ungleichheit, im Speziellen mit ethnischen, klassen- und raumspezifischen Differenzen im Kontext der Stadt Chicago. Park schreibt dazu:

„The observations [...] are intended to define a point of view and to indicate a program for the study of urban life: its physical organization, its occupations, and its culture“ (Park 1967, orig. 1925: 3).

---

<sup>6</sup> Neben Park seien an dieser Stelle beispielsweise Ernest W. Burgess und später auch Louis Wirth, William I. Thomas und Georg H. Mead genannt.

Es war vielleicht die spannendste Epoche Chicagos, in der Park und seine Mitstreiter dort ihre soziologische Forschung aufnahmen. Chicago war kontinuierlich von einem rasanten Wachstum durch Immigranten<sup>7</sup> sowie in den 1920er und 1930er durch Al Capone geprägt. Für Park glich Chicago daher einem Abenteuer: „Why go to the North Pole or climb Everest for adventure when we have Chicago?“ (Park zitiert nach Lindner 2007: 50). Gefesselt von dieser Faszination ging es darum, die sozialen Folgen von Integration und Wachstum, das pulsierende Treiben vor Ort zu entschlüsseln – sei es auch nur dafür gut, das die Tageszeitungen Füllende zu verstehen, wie Park festhält:

„We need such studies, if for no other reasons than to enable us to read the newspaper intelligently. The reason that the daily chronicle of the newspaper is so shocking, and at the same time so fascinating, to the average reader is because the average reader knows so little about the life of which the newspaper is the record“ (Park 1967, orig. 1925: 3).

Die Stadt war für Park und seine Mitstreiter aufgrund der extremen Manifestation des menschlichen Verhaltens in entscheidender Weise der ideale Ort für soziologische Analysen. Die Stadt diente ihnen als Labor für die Analysen der verschiedenen Formen der Vergesellschaftung beziehungsweise gesellschaftspolitisch aktuelle Themen. Dies wird bei Park besonders deutlich, indem er in seinem ersten Aufsatz zu *The City* ausführt:

„Because of the opportunity it offers, particularly to the exceptional and abnormal types of man, a great city tends to spread out and lay bare to the public view in a massive manner all the characters and traits which are ordinary obscured and suppressed in smaller communities. The City, in short, shows the good and evil in human nature in excess. It is this fact, perhaps, more than any other which justifies the view that would make of the city a laboratory or clinic in which human nature and social processes may be most conveniently and profitably studied“ (1915: 612).

Das Erkenntnisinteresse richtete sich allerdings nicht auf die Stadt als solche, sondern insbesondere auf die Lebensweisen unterschiedlicher sozialer Gruppen in "neighborhoods, racial communities, and segregated city areas, existing within or on the outer rims of great cities" (Park/Burgess 1967, orig. 1925: 11). Die sozialökonomische Forschung der Chicago School förderte daher im Laufe der Zeit mannigfache "ethnographische Studien kleiner Lebenswelten, Milieus und Szenen im urbanen Kontext" (2004: 113) zutage, aber keine zur Stadt.

<sup>7</sup> Zum Verständnis: Die Einwohnerzahl Chicagos hat sich in den folgenden Schritten entwickelt 1870: 300.000, 1880: 503.000 (+68 %), 1890: 1.01 Mio. (+118 %), 1900: 1,70 Mio. (+54 %), 1910 2,19 Mio. (+29 %), 1920: 2,70 Mio. (+24 %), 1930: 3,37 Mio. (+25 %) (vgl. Burgess/Newcomb 1931: 5, zitiert nach Blumer 1984:13; Brockhaus 2006: 530).

Dennoch wurden dabei Begrifflichkeiten geprägt, an denen sich die Stadtsoziologie bis heute orientiert: Segregation, Invasion, Sukzession oder auch Zentralisation und Dispersion sind nur einige davon. Diese Begrifflichkeiten leiteten sich aus der auf der empirischen Beobachtung der städtischen Expansionsprozesse basierenden Erkenntnis ab, dass Städte nicht durch „einfache Anlagerung“, sondern in komplexen, die innere Struktur der Stadt stetig verändernden Prozessen wachsen (vgl. zu diesem Absatz Krämer-Badoni 1992: 20). Burgess hat den Versuch unternommen, das städtische Wachstum idealtypisch zu erklären (vgl. Burgess 1967, orig. 1925: 51). Das Erklärungsmuster, so zeigt allerdings die weitere Stadtgeschichte, hat keinen universellen Erklärungsgehalt für städtisches Wachstum, sondern beschreibt vielmehr den Gegenstand, von dem es abgeleitet wurde: Die expandierende amerikanische Stadt der 20er-Jahre (vgl. dazu auch Krämer-Badoni 1992: 20; Häußermann/Siebel 2004: 121). Häußermann und Kemper führen ferner aus, dass der Erklärungsgehalt des sozialökonomischen Ansatzes der Chicago School auf Städte reduziert ist, die weitestgehend dem Marktgeschehen überlassen werden, deren Entwicklung also das Ergebnis von selbstorganisierenden Prozessen ist, in denen politische Steuerungsinstrumente nicht vorkommen (vgl. Häußermann/Kemper 2005: 28). Unabhängig von der Fragestellung, inwieweit die Ergebnisse der Chicago School auf andere, beispielsweise europäische oder nicht wachsende Städte übertragbar sind, kritisiert Richard G. Fox generell an dem Vorgehen der Chicago School, „[that, Anm. d. Verf.] the city appears only as the location of research rather than as the fundamental social institution under study“ (Fox 1972: 205) und plädiert daraufhin für eine Neudefinition der Stadtforschung. In ähnlicher Weise kritisiert Ulf Hannerz die „anthropology in the city“ (1980: 3) der Chicago School: „Ethnicity and poverty may occur in the city, but they are not by definition phenomena of the city“ (ebd.), und fordert, die Stadt mehr in den Fokus des Erkenntnisinteresses zu rücken (vgl. ebd.). Den grundlegenden Gedankengang der Kritik an dieser Forschungstradition fasst Lindner zusammen, indem er schreibt: „Bei der Konzentration auf überschaubare, in sich homogene Gemeinschaften kommt nicht nur das Spezifische am Gebilde »Stadt«, sondern auch die spezifische Stadt abhanden“ (Lindner 2005: 58, im Original hervorgehoben). Der auf Communities abzielende evolutionstheoretische Forschungsansatz der Chicago School dient also nicht dazu die Frage zu klären, wie diese Stadt zu dieser und jene Stadt zu jener wird, obgleich gerade „die Chicagoer Schule [lehrt, Anm. d. Verf.], die differenten Lebenswelten ernst zu

nehmen und damit auch die Frage nach der Differenz zwischen Städten ernsthaft zu stellen“ (Löw/Steets et al. 2007: 36).

Einen anderen Versuch, die Stadt begrifflich als solche zu fassen, wird später von Louis Wirth vornehmen. Wirth fasst seinen theoretischen Rahmen wie folgt: „Für soziologische Zwecke kann die Stadt definiert werden als eine relativ große, dicht besiedelte und dauerhafte Niederlassung gesellschaftlich heterogener Individuen“ (Wirth 1974: 48). Wirths prägnante, jedoch stark diskutierte Definition der Stadt wird häufig auf die Begriffe *Größe*, *Dichte*, *Heterogenität* reduziert. Die Variablen bieten, auch nach Wirths Verständnis, allerdings lediglich dann einen Rahmen für die soziologische Theoriebildung, sofern sie als „das gesellschaftliche Leben bedingende Faktoren auftreten“ (Wirth 1974: 46). Ob Wirths Definition als „klassisch“ (vgl. Häußermann/Siebel 1978: 486) oder als nicht repräsentativ (vgl. Lester R. Kurtz 1984: 63) für die Chicago School gelten kann, ist nicht abschließend geklärt. In der Literatur ist man sich allerdings weitestgehend einig, dass die von Wirth gewählten Variablen in der Regel nicht die (einzigen) Determinanten gesellschaftlicher Phänomene sind. So führt Herbert Gans (1968) beispielsweise aus: „The social features of Wirth’s concept of urbanism seem therefore to be a result of residential instability, rather than of number, density, or heterogeneity“ (Gans 1968: 103). In Anbetracht der Tatsache, dass zumindest Größe und Dichte keine gesellschaftlichen Kategorien sind, birgt für Häußermann und Siebel jeder Versuch, „gesellschaftliche Phänomene mit nichtgesellschaftlichen Kategorien zu erklären“ (1978: 486) die Gefahr in sich, „Ursache und Erscheinung zu verwechseln“ (ebd. 487) sowie, dass Konflikte oder Krisenerscheinungen „angemessen nur aus der Struktur der Gesamtgesellschaft zu erklären sind“ (ebd.). Saunders stellt zusammenfassend fest, Wirth selbst könne „nicht demonstrieren, dass die Größe, die Dichte und die Heterogenität die Hauptdeterminanten der von ihm beschriebenen Lebensweisen sind“ (Saunders 1987: 106). So scheint es, dass auch Wirths Definition der Stadt für sich stehend nur begrenzt für eine Bildung einer Theorie der Stadt beziehungsweise zur Erklärung gesellschaftlicher Phänomene in der Stadt herangezogen werden kann.

Was historisch betrachtet stadtsoziologisch folgt, ist eine Fülle von unterschiedlichen Zugriffen auf Prozesse der Vergesellschaftung in Städten, die aufgrund ihrer „gemeinsamen Grundannahmen, Fragestellungen und Thesen“ (Häußermann/Siebel 2004: 122) unter dem Begriff New Urban Sociology zusammengefasst werden. Die erneute Thematisierung der Stadt erklären Häußermann und Siebel, indem sie ausführen:

„wenn die alte Polarität von Stadt und Land und damit die Stadt als eigenständiger Gegenstand der Gesellschaftswissenschaft im Sinne der klassischen Stadtsoziologie im Ozean der kapitalistischen Industriegesellschaft versinkt, so treten umgekehrt die Gesetzmäßigkeiten kapitalistischer Entwicklung in städtischen Strukturen nicht weniger deutlich hervor als früher, eher noch schärfer“ (Häußermann/Siebel 1978: 488).

Den verschiedenen Zugriffen ist die Perspektive gemein, die ihre Grundlage in der Kritik an den sozial- und humanökologischen Ansätzen insbesondere an der mikrosoziologischen empirischen Forschung der Chicago School findet (vgl. Häußermann/Siebel 2004: 122; Dangschat/Frey 2005: 151). Diese hatte es nicht vermocht, die in den Städten vorzufindenden Formen der Vergesellschaftung und Vergemeinschaftung (vgl. Weber 1980, orig. 1921: 21 f.) sowie die damit verbundenen Tendenzen in der städtischen Entwicklung aufzuklären. Mit der aus dieser Kritik resultierenden makrotheoretischen Perspektive geht die „kapitalismuskritische, neo-marxistische“ (Dangschat/Frey 2005: 151) Annahme einher, dass man die Stadt nicht „isoliert von den Organisationsprinzipien der Gesellschaft betrachten kann“ (Häußermann/Siebel 2004: 230 f.), da sich in der Stadt „die gesellschaftlichen Verhältnisse“ (ebd.) widerspiegeln (vgl. auch Häußermann/Siebel 2004: 122). In diesem Sinn wurde von den Vertretern der New Urban Sociology „versucht, jedes beobachtbare städtische Phänomen in einen gesellschaftlichen Zusammenhang zu stellen“ (Dangschat/Frey 2005: 151; vgl. dazu auch Häußermann/Siebel 2004: 122 ff.). Die in diesem Forschungskontext entstandenen Case Studies definiert Sharon Zukin als „subjects as urban planning in the interests of monopoly capital, the relative autonomy of the state, the production of housing as a means of regulating consumption, and urban social movements“ (Zukin 1980: 581).

In der New Urban Sociology<sup>8</sup> stand somit nicht die Stadt im Mittelpunkt des Erkenntnisinteresses, sondern die Reproduktion kapitalistischer Verhältnisse, die sich im Städtischen deutlich manifestierten (vgl. Saunders 1987: 149). Die Stadt, insbesondere die spezifische Stadt, wurde daher auch nicht als gesellschaftliches Phänomen, sondern nur als räumlich ausdifferenzierter Gegenstand verstanden (vgl. Häußermann/Siebel 1978: 487). Auch Zukin kommt zu dem Ergebnis, dass in der New Urban Sociology das Spezifische der Stadt unerforscht bleibt:

---

<sup>8</sup> Vgl. zur New Urban Sociology bspw. Häußermann/Siebel (1978), Zukin (1980), Saunders (1987: 144 ff.), Häußermann/Siebel (2004: 97 ff., 122 ff.), Häußermann/Kemper (2005). Dort werden auch die Arbeiten der maßgeblichen Vertreter der New Urban Sociology Manuel Castels, Henry Lefebvre und David Harvey ausführlich erörtert.

„Another problem that remains unresolved is whether, after the demystification of urbanization and urbanism, there is still an urban culture or an urban myth which is not merely determined by either capital or technology“ (Zukin 1980: 598).

Es kann daher festgehalten werden, dass auch die New Urban Sociology keinen nennenswerten Beitrag dazu liefert, die *soziologische Existenz* (vgl. King 2005: 67) von *Städten* zu verstehen.

Ähnlich verhält es sich mit der Global City-Forschung. Von ihr ist zu der gegebenen Fragestellung kein Beitrag zu erwarten, da in dem Anliegen Städte als Akteure im Netz der globalen Weltwirtschaft und deren Beziehungen untereinander zu ordnen, „die *Stadt* auf ihre geostrategische Position und Funktion im Koordinatensystem ökonomischer Globalisierung“ (Berking/Löw 2005b: 11, im Original hervorgehoben) reduziert wird.

Wie skizzenhaft dargestellt, wurden in der soziologischen Stadtforschung in der Regel gesellschaftlich aktuelle Themen im Kontext der jeweiligen historischen Entwicklung fokussiert, die sich entweder in der Stadt am prägnantesten manifestierten oder dort „most conveniently and profitably“ (Park 1915: 612) analysiert werden konnten. Durch die Fokussierung auf gesellschaftlich aktuelle Themen gab es kein Grund, die Stadt als solche in den Mittelpunkt der Forschung zu stellen und somit den Blick auf das Existenzielle, das Besondere der Stadt zu richten. Doch liegt es viel mehr an den grundsätzlichen Thesen als an den gesellschaftlichen Umständen, dass wir über die Stadt als solche bislang so wenig wissen. So stellen neben Berking und Löw (vgl. 2005b: 11 f.) auch Häußermann und Kemper fest, dass „die Gleichzeitigkeit von Großstadterfahrung und Subsumtion der Stadt in einem allgemein-analytischen Rahmen zur Interpretation der modernen Form der Vergesellschaftung [...] keinen Raum für ein davon isoliertes, die Eigentümlichkeit und Besonderheit hervorhebendes Gegenstandsverständnis der Stadt“ (2005: 46) ließ. Berking und Löw (2008a: 8) nennen konkret „drei [...] Argumente, die dafür angeführt werden, dass lokale Kontextbedingungen, Wissensbestände und Sinnzuschreibungen für die stadtsoziologische Theoriebildung eher von sekundärer Bedeutung sind beziehungsweise nur als Filter wirken: Die Urbanisierung der Gesellschaft nivelliere die Stadt-Land-Unterschiede und verbiete somit, Stadt als eigenständigen sozialen Tatbestand zu benennen; der administrativ festgelegte Raum Stadt sei keine soziologische Kategorie; Städte seien zu unterschiedlich, als

dass Stadt selbst Gegenstand von Forschung sei könne“ (2008a: 8).<sup>9</sup> Auf diese Weise ist nicht nur das Typische einer Stadt unberücksichtigt geblieben oder lokalspezifische Formen der Herstellung städtischer Wirklichkeit, sondern deren Vorhandensein wird sogar negiert. Besonders deutlich weisen beispielsweise Häußermann und Siebel darauf hin, dass es etwas Typisches einer Stadt beziehungsweise einen gemeinsamen Nenner unter ihren Bewohnern nicht geben kann, indem sie ausführen:

„Geht man schon von kulturellen Phänomenen der Stadt aus – und dies ist durchaus ein legitimer Gegenstand soziologischer Forschung –, dann stellt die Beschränkung auf einen bestimmten Verhaltensstil eine unzulässige Vereinfachung dar: sie unterstellt, daß es etwas typisch Städtisches über alle Klassen- und Schichtungsgrenzen hinweg gibt. Doch ist offenkundig, daß sich Lebens- und Verhaltensstil städtischer Bourgeoisie und städtischen Proletariats kaum auf einen sinnvollen gemeinsamen Nenner bringen lassen“ (Häußermann/Siebel 1978: 496).

Später konstatieren die beiden Autoren darüber hinaus, dass „die Stadt [...] nicht mehr Ursache für gesellschaftliche Entwicklungen [ist, Anm. d. Verf.], sondern deren Bühne“ (Häußermann/Siebel 2004: 100), womit die These einhergeht, dass die Stadt als unabhängige Variable für gesellschaftliche Entwicklungen ausgedient hat (vgl. Häußermann/Siebel 2004: 91, 100). Sie kommen damit zu einer ähnlichen Schlussfolgerung wie Saunders, der in seiner Abhandlung über die Soziologie der Stadt feststellt, „daß allen Ansätzen der Stadtsoziologie, unbeschadet ihrer Unterschiede, gemeinsam ist, daß sie eine Theorie spezifisch gesellschaftlicher Prozesse mit einer Analyse räumlicher Formen zu vereinen versuchen“ (Saunders 1987: 17). Dazu führt er aus, „daß diese zwei Fragen [...] höchst unterschiedlich sind und einander ausschließen“ (ebd.). Was auf den ersten Blick sinnvoll erscheinen mag, stellt sich bei näherer Betrachtung als problematisch heraus. Denn wenn, so die Annahme dieser Thesen, eine jede Stadt nichts Entscheidendes zu den in ihr vorzufindenden Formen der Vergesellschaftung beiträgt, dann stellt sich die Frage, wie in der stadtsoziologischen Theorie und Empirie damit umzugehen ist, wenn ein soziologisches Phänomen nicht nur „deutlich beobachtbar in Städten auftaucht“ (vgl. Löw/Steets et al. 2007: 36), sondern „in unterschiedlichen Städten verschiedene Praktiken hervorruft“ (ebd.). Diese Frage stellt sich, da in der jüngeren Vergangenheit eben dieser Fall vermehrt empirisch beobachtet wird: Soziologische Phänomene rufen „in unterschiedlichen Städten verschiedene Praktiken“ (ebd.) hervor. Löw verweist in ihren Arbeiten (vgl. Löw 2008b: 54 ff., 187-

---

<sup>9</sup> Berking und Löw beziehen sich an dieser Stelle auf Häußermann/Siebel (1978), Häußermann/Kemper (2005), Saunders (1987) und Krämer-Badoni (1992).

230; 2011: 52 ff.) auf diverse Studien, die belegen, dass sich Praktiken und Strukturen stadtsspezifisch herausbilden und auch reproduzieren (vgl. 2011: 52). Es scheint an dieser Stelle nicht notwendig, ausführlich die verschiedensten Quellen zu repetieren. Denn, wie Berking schreibt, das Wissen über die lokalspezifischen Unterschiede ist Gewissheit: jedermanns Gewissheit (vgl. 2008: 23). Im Bewusstseinsprozess werden verschiedene Städte miteinander verglichen und die Unterschiede auch an den persönlich identifizierten vorherrschenden Praktiken festgemacht; wenn letzteres möglicherweise auch nur Menschen mit genügend empirischer Erfahrung in verschiedenen Städten vorbehalten ist. Städte werden Eigenschaften zugesprochen wie: tolerant, kriminell, freundlich, ruhig, hektisch, anonym, etc. Dabei ist klar, dass damit nicht die Stadt als solche, sondern die lokalspezifischen Praktiken gemeint sind, die in der Stadt verinnerlicht sind. Dass die stadtsspezifischen Praktiken nicht mittelbar auf die Determinanten Größe, Dichte oder Heterogenität in ihren quantitativen Größen zurückzuführen sind, erschließt sich jedem, der in der Frage nach dem Warum über die unabhängige Variable nachdenkt. Dieser Befund führt in logischer Konsequenz zu der Schlussfolgerung, dass solange, wie das Spezifische einer Stadt wissenschaftlich nicht erfasst ist, stadtsoziologische Interpretationen sozialer Prozesse in Städten mit der Unsicherheit behaftet sind, dass eben dieses oder jedes Sozialverhalten auf diese oder jene Stadt als Kontext gebender Rahmen und damit als Grundlage des sozialen Handelns zurückzuführen ist. Beziehungsweise zu der Erkenntnis, dass jede Interpretation sozialer Prozesse in Städten die konkurrierende Hypothese des lokalspezifischen Einflusses auf die beobachteten Phänomene als erklärende Variable nicht ausschließen kann, bis das Spezifische von Städten und die Wirkungsmacht desselben entschlüsselt ist. Mit Blick auf diese aktuelle Leerstelle konstatiert Löw zu diesem Aspekt, dass der Stadtsoziologie „ein Baustein der Theoriebildung fehlt, wenn sie in erster Linie entweder Aussagen über die Stadt an und für sich im gesellschaftlichen Ganzen oder über Milieus in Städten trifft“ (Löw 2011: 59), solange die Deutungen der Handelnden über das „Sinngewebe“ (ebd.: 58) der Stadt im allgemeinen und für spezifische soziale Gruppen nicht hinreichend wissenschaftlich gesichert sind (vgl. ebd.: 58 f.). Für die stadtsoziologische Forschung ist es daher unerlässlich, die Stadt solange in den Fokus der Analysen zu rücken, bis diese Unsicherheit beseitigt ist oder aber stadtsspezifische Effekte auf soziologische Phänomene nachgewiesen werden.

Aufbauend auf dieser Erkenntnis sowie auf Basis der Forderungen von Fox (vgl. 1972: 205) und Hannerz (vgl. 1980: 3), die Stadt in den Mittelpunkt der Forschung zu stellen, schlagen Berking und Löw vor, die Grundsatzentscheidung, „die Erforschung der



konkreten Stadt weitgehend zugunsten von Gesellschaftsanalysen *in der Stadt* preiszugeben“ (Berking/Löw 2008b: 8, im Original hervorgehoben; vgl. hierzu auch Berking/Löw 2005), zu überdenken. Explizit werfen sie die Frage nach der Stadt als distinktivem Objekt des Wissens und nach der Relevanz des Lokalen für soziales Handeln neu auf (Berking/Löw 2005b). Sie plädieren konkret dafür, „die Perspektive von dem Wissensobjekt *Stadt* zu dem der *Städte*“ (ebd.: 20, im Original hervorgehoben) zu verschieben. Nach Lindner heißt „die Stadt zum Fokus der Forschung zu machen [...] zu allererst nach dem Städtischen, nach den Spezifika urbaner Existenz zu fragen“ (Lindner 2005: 59). An dieser Stelle sind wir wieder bei King, der, wie eingangs dargestellt, das Wesen der Stadt wie folgt definiert:

„How we categorize, label, and represent this ›imagined environment‹ we call the city, and by what criteria we distinguish one type of city from another tells us something about how we think about the particular world, or better, worlds, in which the city exists“ (King 2005: 67).

Dass jedoch gerade das Wesen städtischer Existenz in der stadtsoziologischen Forschung bisher unberücksichtigt geblieben ist, stellen Berking und Löw ausdrücklich fest, indem sie konstatieren:

„Was aber die Akteure überhaupt dazu bringt, die Stadt als geordnet anzunehmen und somit handlungsfähig zu bleiben, wird nicht beantwortet. Die Bedeutung symbolisch-sinnhafter Regeln, die die Zuschreibung von Bedeutungen gegenüber sozialen Gütern, Orten und Menschen und ihr Verstehen regulieren, sowie der Stellenwert kollektiv geteilter Wissensordnungen, Symbolsysteme, Sinnhorizonte, die lokale, nationale und globale sinnhafte Ordnungen und ihre symbolische Organisation der Wirklichkeit regulieren, ist zwar vereinzelt betont oder empirisch berücksichtigt worden [...] aber nicht in die Gegenstandsbestimmung der Stadtsoziologie als Fach eingegangen“ (Berking/Löw 2005b: 12).<sup>10</sup>

Später fassen sie diese Beobachtung dahingehend zusammen, dass mit der bisherigen Forschungstradition „nicht nur das Spezifische der Vergesellschaftungsform Stadt [verloren geht, Anm. d. Verf.], sondern auch die Besonderheit *dieser* Stadt als Gegenstand der Forschung“ (Berking/Löw 2008b: 8, im Original hervorgehoben; vgl. dazu auch Lindner 2005: 58). Um gezielt das Wesen städtischer Existenz sowie das Spezifische und damit Differenzierende von Städten und analysieren zu können, entwickeln sie eine neue stadtsoziologische Perspektive (vgl. Berking/Löw 2005b, 2008b; Löw 2008b, 2011), die „städtische Verdichtungs- und Heterogenisierungsprozesse [...] [als, Anm. d. Verf.] spezifische und abgrenzbare Sinnhorizonte des Handelns [versteht,

---

<sup>10</sup> Die Autoren verweisen an dieser Stelle auf weiterführende Literatur.

Anm. d. Verf.], die sich über vor Ort eingespielte Prozesse der Habitualisierung, Institutionalisierung und Materialisierung“ (Frank/Schwenk et al. 2013: 198) stabilisieren.<sup>11</sup> Konkret wird diese, als „Eigenlogik der Städte“ definierte Perspektive in drei Theorietraditionen eingebettet, wie Frank/Schwenk et al. (2013: 204 f.) darstellen: Erstens in eine wissens- und kultursoziologische, zweitens in eine raumtheoretische und drittens in eine praxeologische. Diese Bezüge sind es, die konkret zu einer „Verschiebung eines Verständnisses von »Stadt«, »Raum« und »Gesellschaft« führen“ (ebd. Frank/Schwenk et al. 2013, im Original hervorgehoben) und damit ein weitreichendes Forschungsfeld offenbaren. Wie dies im Detail zu verstehen ist und wie diese Theorietraditionen in die Stadtforschung eingegliedert werden, wird nachfolgend dargestellt.

Mit dem als Thomas-Theorem in die soziologische Geschichte eingegangenen Satz „If men define situations as real, they are real in their consequences“ (Thomas/Thomas 1928: 572) wird festgehalten, dass, wenn Menschen eine Situation als real definieren, diese in ihren Konsequenzen real wird. Oder, wie George H. Mead es im gegensätzlichen Sinn fasste: „If a thing is not recognized as true, then it does not function as true in the community“ (zitiert nach Merton 1995: 383). Mit dieser sozialpsychischen These zwischen Ursache und Wirkung wird darüber hinaus eine mögliche Differenz zwischen verschiedenen Wirklichkeiten identifiziert, zu der William Isaac Thomas und Dorothy Swaine Thomas feststellen:

„Very often it is the wide discrepancy between the situation as it seems to others and the situation as it seems to the individual that brings about the overt behavior difficulty“ (Thomas/Thomas 1928: 572).<sup>12</sup>

<sup>11</sup> Dass die Einführung von etwas Neuem auch immer eine kritische Diskussion um das „Alte“ und um das „Neue“ zwischen den Vertretern und Anhängern des einen oder anderen nach sich zieht, ist nichts Ungewöhnliches. Auch in der deutschen Stadtsoziologie hat der Vorschlag von Berking und Löw hin zu einer eigenlogischen Stadtforschung zu einer weitreichenden Debatte geführt. Diese Kontroverse wird erstmals von Frank/Schwenk et al. (2013) nachgezeichnet, die Position der neuen, „eigenlogischen“ Perspektive vertritt im selben Band des Leviathan Berking (2013), die der alten, klassischen beziehungsweise „kritischen“ Stadtsoziologie Siebel (2013).

<sup>12</sup> Bereits bei Weber wird der Aspekt *des Fremdverstehens* (vgl. hierzu insbesondere Schütz 1974, orig. 1932: 137 ff.) adressiert, indem er ausführt, dass jede Deutung in erster Linie eine „besonders evidente kausale Hypothese“ (Weber: 1980, orig. 1922: 4) ist, die trotz vermeintlicher Evidenz nicht beanspruchen kann, die kausal gültige zu sein, solange der „tatsächliche Ausschlag des Motivenkampfes“ (ebd.) nicht erörtert ist. Dazu führt er beispielsweise aus: „Aeußeren Vorgängen des Handelns, die uns als „gleich“ oder „ähnlich“ gelten, können höchst verschiedene Sinnzusammenhänge bei dem oder den Handelnden zugrunde liegen, und wir „verstehen“ auch ein sehr stark abweichendes, oft sinnhaft geradezu gegensätzliches Handeln gegenüber Situationen, die wir als unter sich „gleichartig“ ansehen“ (ebd.). Um das Handeln zu verstehen ist für Weber daher

Obwohl diese Aussage in einem anderen Kontext entstanden ist, impliziert diese Feststellung für die stadtsoziologische Forschung nicht nur die Schlussfolgerung, dass das Existenzielle einer Stadt als „situation“ (ebd.) von ihren Bewohnern unterschiedlich wahrgenommen wird (*as it seems to the individual*) – wie von Häußermann und Siebel angenommen (vgl. 2004: 11) –, sondern in logischer Konsequenz auch diejenige, dass kollektive Wahrnehmungen des Existenziellen möglich sind (*as it seems to others*). Gestützt wird diese Hypothese von der „für uns Alltagsmenschen so fraglos gegebenen Gewissheit, dass New York nicht Wanne-Eickel und Eimsbüttel nicht Chicago ist“ (Berking 2008: 23). Gleich welche Ableitung als Hypothese unterstützt wird – prüfen lassen sich beide mit einem wissenssoziologischen Zugriff auf die Stadt. Denn ein solcher Zugriff fokussiert darauf, das Spezifische und Differenzierende von Städten in der Alltagswelt aus der Perspektive des Individuums zu analysieren. Dies bietet unter anderem die Möglichkeiten, die zuvor exemplarisch angeführten empirischen Beobachtungen oder auch die von Berking bezeichnete Gewissheit beziehungsweise das von Frank angeführte „Wissen, dass Hamburg ganz anders ist als München, und dass Cottbus sich anders anfühlt als Leipzig“ (Frank 2012: 289), wissenschaftlich aufzuklären. Dies bedeutet praktisch zu allererst, *die Wirklichkeit der Städte* (Berking/Löw 2005a) aus der Perspektive der Subjekte, die in ihrem Vergesellschaftungsprozessen die Stadt zur Stadt machen, zu analysieren. Auf den möglichen Mehrwert dieser Perspektive weist bereits Krämer-Badoni in seiner kritischen Betrachtung der Chicago School hin:

„Eine Interpretation des Naturalismus der Chicagoer Schule kann eigentlich nicht dergestalt formuliert werden, daß all diese Faktoren von ihr als natürliche missverstanden werden; mir scheint vielmehr eine Interpretation zwingend, nach der die Menschen die ihre Gesellschaft strukturierenden Elemente *wie* eine natürliche Umwelt begreifen. Diese mögen zwar gesellschaftlich produziert sein, stellen aber für das Individuum verdinglichte Bedingungen seines Lebens dar: In dieser Beziehung sind sie für ihn wie natürliche – nämlich äußere – Bedingungen“ (Krämer-Badoni 1992: 23, im Original hervorgehoben).

Berking und Löw konstatieren in ihrem Essay über Städte als Wissensobjekte konkret, dass über „die Relevanz lokaler Sinnkontexte“ (Berking/Löw 2005b: 12) sowie „über die Stadt als distinktives Wissensobjekt *Stadt*“ (ebd., Hervorhebung im Original) kaum etwas bekannt ist und, wie zuvor bereits dargestellt, damit unbeantwortet bleibt, „was

---

unverzichtbar, den Sinn des Handelnden, an dem dessen Handlung orientiert ist, zu ergründen (vgl. ebd.).

[...] die Akteure überhaupt dazu bringt, die Stadt als geordnet anzunehmen und damit handlungsfähig zu bleiben“ (ebd.). Damit verweisen die beiden Autoren, wie auch Krämer-Badoni, auf die wissenssoziologische respektive sinnverstehende Leerstelle in der stadtsoziologischen Geschichte (vgl. hierzu insbesondere auch Löw 2011). Mit einem wissenssoziologischen Zugriff auf die Stadt geht die grundlegende Annahme einher, dass im Verständnis von Schütz Städte kraft Setzung „Erzeugnisse eines Handelns [sind, Anm. d. Verf.] und als Erzeugnisse sind sie auch Zeugnisse für das Bewußtsein des Handelnden, welcher sie in seinem Handeln erzeugte“ (Schütz 1974, orig. 1932: 186), wie Löw (vgl. 2011: 59) herleitet. Die Stadt wird dementsprechend als eigene Sozialwelt verstanden, die „sinnhaft hergestellt und reproduziert“ (ebd.) wird. Die darauf aufbauende Annahme ist, „dass Städte Sinnwelten darstellen, die in den Habitus der Bewohner eingehen“ (Löw 2008b: 89). Eine wissenssoziologische Perspektive fordert daher buchstäblich ein, die Stadt als Wissensobjekt ernst zu nehmen (vgl. Frank/Schwenk et al. 2013: 204). Dies heißt, die „Grundlage des Wissens in der Alltagswelt“ *über die Stadt*, also „die Objektivationen subjektiv sinnvoller Vorgänge, aus denen die intersubjektive Welt“ (Berger/Luckmann 1969: 22, im Original hervorgehoben) *der Stadt* konstruiert wird, zu analysieren. Die Analyse des sinnhaften beziehungsweise sinnstiftenden Aufbaus städtischer Existenz im Alltagswissen bietet damit nicht nur ein neues Forschungsfeld für die stadtsoziologische Forschung, sondern auch die Möglichkeit, die dabei entstehenden Ergebnisse in Bezug zu lokalspezifischen Praktiken zu setzen und dabei allgemeine von spezifischen Formen der Vergesellschaftung abzugrenzen.

In der empirischen Forschung kommt die Suche nach dem Existenziellen sowie dem Spezifischen und damit gleichzeitig Differenzierenden einer Stadt in der Regel nicht ohne eine Neudefinition des Wissensgegenstandes Stadt aus (vgl. Frank/Schwenk et al. 2013: 204). Dafür laufen in den Überlegungen zur Darmstädter Eigenlogik von Berking und Löw grundsätzliche Annahmen des spatial turn mit, auf dessen Grundlage die Stadt als „raumstrukturelle Form der Verdichtung“ (Berking 2008: 19) verstanden wird. So wird, wie Frank/Schwenk et al. – in Bezug auf Löw (2001) – ausführen, davon ausgegangen,

„dass Räume (wie beispielsweise Nationalstaaten oder Heimaten) selbst in sozialen Prozessen und spezifischen Situationen konstituiert werden. Der Raum ist also nicht länger als unabhängige Variable konzipiert, sondern wird selbst zum Gegenstand der Forschung. In der sozialen Wirklichkeit ist eine Vielzahl zumeist institutionalisierter Raumkonstitutionen anzutreffen, die durch die Zusammenfassung spezifischer Elemente (Syntheseleistung) und durch die relationale Anordnung

dieser Elemente (»Spacing«) sozial erzeugt werden und selbst wiederum soziale Wirkmacht entfalten, weil sich die Menschen im Alltag mit Hilfe dieser institutionalisierten und daher objektivierten Raumkonstitutionen orientieren“ (Frank/Schwenk et al. 2013: 204 f., im Original hervorgehoben).

Damit wird der wissenssoziologische Zugriff auf die Stadt um raumtheoretische Annahmen dahingehend erweitert, dass Städte als „soziale Raumkonstruktionen“ (Frank/Schwenk et al. 2013: 205) betrachtet werden (vgl. hierzu ausführlich Berking 2008: 18. ff.). Mit dieser Annahme geht einher, dass sich die lokal-spezifisch institutionalisierten Regeln zur Raumkonstitution in der präreflexiven Alltagspraxis der Bewohner und Benutzer der Stadt wiederfinden (vgl. ebd.). Die Stadt wird damit nicht, wie in den stadtsoziologisch-historisch begründeten Zugriffen, als politisch administrativer Raum oder im Gegensatz zum Land begriffen, sondern konzeptionell als „eine soziologische Tatsache, die sich räumlich formt“ (Simmel 1992: 697).<sup>13</sup> Den wissenschaftlichen Mehrwert dieser Annahme stellt Berking klar heraus, in dem er ausführt:

„Die »Stadt« als räumliche Form des vermittelnden Einschlusses, als raumstrukturelle Form der Verdichtung konzeptionell zu fassen, bietet den Vorteil, von allen ebenso kontroversen wie arbiträren Versuchen einer »inhaltlichen« Begriffsbestimmung zunächst einmal absehen zu können“ (Berking 2008: 22).

Es kann also konstatiert werden, dass durch das raumtheoretische Fundament Städte zum empirisch abgrenzbaren Tatbestand werden und damit zum Gegenstand stadtsoziologischer Forschung avancieren. Auf dem bislang dargestellten Theoriegerüst ließe sich demnach bereits das Typische beziehungsweise das Spezifische von Städten empirisch analysieren; städtedifferenzierende Praktiken ließen sich damit allerdings noch nicht hinreichend erklären. Entsprechend der begrifflichen Fokussierung auf ein Forschungsinteresse, welches explizit auf das Eigenlogische und damit zwischen Städten Differenzierende (vgl. Berking/Löw 2005a: 18 f.; 2008b: 12), also auf die *soziologische Existenz einer jeden Stadt* abzielt, sind in dem Darmstädter Ansatz darüberhinaus praxeologische Annahmen integriert. Die erweiterte Hypothese ist, dass eine jede Stadt für sich ein eigener Erfahrungsraum ist, der ein kontextgenerierendes Potenzial für lokalspezifische Vergesellschaftungsprozesse hat (vgl. Berking/Löw 2005b: 14; Berking 2008: 27; Löw 2008a: 42 ff.; 2011). Städte, so die Annahme, sind als Orte spezifisch und werden spezifisch hergestellt (vgl. Löw 2008a: 43). Frank/Schwenk et al. definieren das gemeinsame theoretische Fundament der Darmstädter Eigenlogik

---

<sup>13</sup> Eine ausführliche Herleitung findet sich bei Löw (2008b: 69 ff.).

daher als „(1) kultur- und wissenssoziologischer Zugriff, der die Stadt aufgrund ihrer (Handlungs-)Relevanz in der Alltagswelt als sozialwissenschaftlichen Gegenstand ernst nimmt, (2) als raumtheoretisch fundiertes Programm, das die Stadt als eine spezifische raumstrukturelle Form begreift, die durch Verdichtung und den Verzicht auf Grenzkontrollen Inklusion erzeugt und Heterogenität organisiert, und (3) als praxeologisch informierter Ansatz, der Städten zutraut, die Alltagspraxis ihrer BewohnerInnen mit zu formen“ (2013: 206).

Die Kritik gegenüber der Eigenlogik richtet sich tendenziell gegen die grundsätzlichen Annahmen der Eigenlogik, nicht jedoch gegen die identifizierten Leerstellen (vgl. Frank/Schwenk et al. 2013). Ferner handelt es sich bei der Eigenlogik um eine „Hypothese, nicht um eine These“, wie Berking (2013: 234) herausstellt, und damit um ein Plädoyer, die Stadt wieder zum Gegenstand der Forschung zu machen (vgl. ebd.). Für diese Arbeit ist es nicht mehrwertstiftend, die Kontroverse um den Darmstädter Ansatz der Eigenlogik nachzuzeichnen.<sup>14</sup> Insbesondere deshalb nicht, weil die Eigenlogik selbst auf die „Beschreibung und Analyse der [...] für diese empirische Einheit »Stadt« typischen *Inhalte* und *Modi* von Verdichtung und Heterogenisierung“ (ebd.: 227, im Original hervorgehoben) abzielt. Es gilt zu verstehen, wie Stadt funktioniert, in Erfahrung zu bringen, was „typisch“ für diese oder jene Stadt ist, die Routinen zu identifizieren, die eine Stadt spezifisch machen. Die Annahme dabei ist, dass sich spezifische Themen nicht von der Stadt trennen lassen, und dass Städte nur durch Menschen real werden, welche die Stadt in ihrem Handeln schaffen. Daher gilt es erst einmal, die Frage nach dem Existenziellen und Distinktiven, nach städtischer Wirklichkeit ergebnisoffen zu stellen. Und bevor nicht ausreichend empirische Arbeiten vorliegen, welche die Plausibilität der eigenlogischen Hypothese verifizieren oder falsifizieren, fehlt es letztlich jeder Kritik – zumindest einem wissenschaftlichen Interesse in einem ergebnisoffenen Prozess folgend – an Inhalt. In Bezug auf die stadtsoziologische Geschichtsschreibung konstatieren Berking und Löw somit zutreffen, dass „die »Neuerfindung« beziehungsweise Reformulierung stadtsoziologischer Forschung [...] nicht auf die selbstreflexive Problematisierung der stadtsoziologischen Begrifflichkeit und ihrer Begründungsgeschichte in Deutschland verzichten können“ (Berking/Löw 2008b: 11) wird. Möglicherweise entstehen in dem sich verstetigenden Prozess der eigenlogischen Analyse von „*Inhalten* und *Modi* von Verdichtung und Heterogenisierung“ (Berking 2013: 227, im Original hervorgehoben) eine Fülle an empirischen

---

<sup>14</sup> Diese Arbeit wurde bereits von Frank/Schwenk et al. (2013) übernommen.

Arbeiten, die instruktiv für die Stadtsoziologie oder besser für die *Soziologie der Städte* sein wird, wie Löw sie benannt hat (Löw 2008b).

Die Grundlage für diese Forschungsarbeiten bieten beispielsweise die in der kritischen Diskussion um die subsumierende Forschungstradition identifizierten Leerstellen. Auf diese soll an dieser Stelle auszugsweise eingegangen werden, um damit weitere Grundlagen für den empirischen Teil dieser Arbeit zu schaffen. Berking und Löw konstatieren, dass die Stadtsoziologie bislang relevante und richtungsweisende Ergebnisse produziert hat, stellen aber nicht weniger ernüchtert fest, dass

„das sozialwissenschaftliche Wissen jedoch über die Differenz von Städten, über die Bedeutung materieller Konstellationen für den städtischen Alltag, über die Relevanz lokaler Sinnkontexte [...] bis heute nur fragmentarisch [ist, Anm. d. Verf.]“ (2005b: 12.).

Dazu führen sie weiter aus:

„Ebenso unerforscht ist die Frage, wie sich im Handeln Stadt als Bezugskontext und als erlebte Einheit herstellt. Wie wird die Stadt für verschiedene soziale Gruppen, für politische und wirtschaftliche FunktionsträgerInnen, für Touristen zu »ihrer« Stadt? Decken sich die Stadtkonstruktionen dieser Gruppen? Und welche Bedingungen gehen in die Einheitsherstellung heterogener Orte als Stadt ein?“ (ebd., im Original hervorgehoben).

Sie führen dies darauf zurück, dass die stadtsoziologische Forschung prinzipiell erst auf „der Ebene subjektübergreifender Strukturen“ ansetzt, also dann, wenn sich subjektiver Sinn bereits gesellschaftsstrukturierend oder auch materiell verfestigt hat. Im Kontext des subsumtionslogischen Ansatzes fehlt der Stadtsoziologie damit praktisch das Wissen über die Beziehungsrealität von Menschen zur Stadt und über die Bezüge von Städten unter- und zueinander, ergo über das relationale System von Städten, welches die Wahrnehmung ebenso prägt wie Prozesse der Vergesellschaftung auf lokaler Ebene (vgl. Berking 2008: 12). Konkret fehlen nicht nur die Rahmenbedingungen für „eine systematische soziologische Typenbildung von Städten“ (ebd.), sondern es bleibt auch die Frage unbeantwortet, „was aber die Akteure überhaupt dazu bringt, die Stadt als geordnet anzunehmen und somit handlungsfähig zu bleiben“ (ebd.). Zusammenfassend stellt Löw daher ernüchtert fest: „Die Konstitution von Sinn im Erfahrungsraum Stadt jedenfalls steht bislang nur selten auf der Agenda“ (Löw 2011: 52). Darüber zeigt sie sich verwundert, da doch „qua Definition die Frage nach dem Sinn im Zentrum soziologischer Erkenntnisfindung steht“ (ebd.: 49, Hervorhebung im Original). Für Berking stellt sich in diesem Zusammenhang folgende Frage: „Nicht was ist die Stadt, sondern: »Was ist die Stadt als Objekt des Wissens«, als Gegenstand und

Wissenobjekt der Soziologie?“ (Berking 2008: 15, im Original hervorgehoben). Berking und Löw merken in ihrer Kritik an den subsumtionslogischen Ansätzen an, hätte „die Frage nach der Lokalität im Zentrum der Forschung gestanden, wäre man gar nicht umhin gekommen, auch nach Herstellungsformen zu forschen“ (Berking/Löw 2005b: 11). Sie beobachten:

„Wenn man den distinktiven Charakter eines Ortes darüber beschreibt, wie sich die ganze Welt in ihm Ausdruck und Anwesenheit verschafft, stößt man auf die kumulative Struktur lokaler Kulturen, auf die Sedimentbildung einer bestimmten Stadt als das entscheidende Material, das die kognitive Rahmung sowohl für Handlungs- und Zukunftsentwürfe wie für die Adaption und lokale Umschreibung global zirkulierender Wissensstände und kultureller Artefakte liefert“ (ebd.: 19).

Die beiden Autoren machen somit insgesamt darauf aufmerksam, dass bislang offen ist, was die spezifischen und abgrenzbaren Sinnhorizonte des Handelns von und in Städten sind. Damit bleibt unbeantwortet, was das Spezifische und Existenzielle einer Stadt und damit das Differenzierende von Städten untereinander ist. Unter der Annahme, dass Städte nach Park „a state of mind“ (1967, orig. 1925: 1) sind, kann abschließend festgestellt werden, dass dieser bislang nur bedingt zum Gegenstand stadtsoziologischer Forschung wurde.

Aber auch schon vor der eigenlogischen Stadtforschung wurden spezielle Fragestellungen zum Existenziellen der Stadt aufgeworfen. So stellt beispielsweise James Donald fest:

“there is no such *thing* as the city. Rather, *the city* designates the space produced by the interaction of historically and geographically specific institutions, social relations of production and reproduction, practices of government, forms of media communication, and so forth. By calling this diversity ‘the city’, we ascribe to it a coherence or integrity. *The city*, then, is above all a representation” (Donald 1992: 422, im Original hervorgehoben).

Darauf aufbauend fragt er:

“But what sort of representation? By analogy with the now familiar idea that the nation provides us with an ‘imagined community’, I would argue that the city constitutes an *imagined environment*. What is involved in that imagining – the discourses, symbols, metaphors and fantasies through which we ascribe meaning to the modern experience of urban living – is as important a topic for the social science as the material determinations of the physical environment” (ebd., Hervorhebung im Original).

Man könnte meinen, Donald würde die Frage nach den Repräsentationen von Städten in der Tradition von Wohl/Strauss (1958) beziehungsweise Strauss (1976) stellen. Aber Donald geht darüber hinaus, in dem er konkret nach dem „imagined environ-



ment“ fragt, speziell nach dem darin Enthaltenen. King hat darauf Bezug nehmend bestimmt:

„How we categorize, label, and represent this ›imagined environment‹ we call the city, and by what criteria we distinguish one type of city from another tells us something about how we think about the particular world, or better, worlds, in which the city exists“ (King 2005: 67).

Anschließend daran führt King aus, dass „any city’s ›reality‹ cannot be separated from its representations“ (ebd.: 68, im Original hervorgehoben). Dass sich Praktiken nicht vom Bild einer Stadt lösen lassen, zeigt auch der Historiker Thomas Bender, indem er ausführt:

„The disarticulated social practice of urban life and the imagined city are ... in tension with each other and collaborators in making the experience of urban culture seem coherent“ (Bender 2006: 7).

Obleich es bei Janet L. Abu-Lughod um einen anderen Kontext geht, zeigt auch sie, dass sich in der Komplexität der Stadt das eine von dem anderen nicht lösen lässt:

„Spatial patterns are deeply associated with variations in social life and the relationships among residents, and it is these social relations that yield differences in the patterns of urban living that give to each city its quintessential character“ (Abu-Lughod 1999: 3).

Unter der weiter oben ausgeführten Gewissheit, dass Städte unterschiedlich sind, stellt sich nun die schlichte Frage: warum? Was macht die Städte unterschiedlich? Wie wird Stadt konstituiert? Unterscheiden sich die “imagined environments“ (King 2005: 67) verschiedener Städte; wenn ja, worin liegen diese begründet? Aus welchem Set setzt sich der „state of mind“ (Park 1967, orig. 1925: 1) einer Stadt zusammen, aus welchem die „personality“ (Wohl/Strauss 1958: 528) einer Stadt? Wie wird die Stadt für die Bewohner zu ihrer Stadt, wie wird sie als sinnvoll und sinnstiftend konstruiert, wie geht die Stadt als Bezugskontext in das Handeln ein (vgl. Berking/Löw 2005b: 12)? Es sind stark wissenssoziologische beziehungsweise gar persönlichkeitspsychologische Fragen, die an die Stadt beziehungsweise an die Städte differenzierenden Praktiken gestellt werden und die danach trachten, in einem explorativen Studiendesign analysiert zu werden. Fragen, die entsprechend des Thomas-Theorems möglicherweise darüber Auskunft geben, warum es zu verschiedenen Praktiken und unterschiedlichen Städten kommt und die damit – unabhängig von einer Kontroverse um die eigenlogische Perspektive – mehrwertstiftend für die Stadtsoziologie sind.<sup>15</sup>

<sup>15</sup> Nur knapp sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass Fragestellungen dieser Art durchaus an Diskussionen anderer geisteswissenschaftlichen Fächer anknüpfen. Vgl. dazu hinsichtlich der

Es kann somit zusammengefasst werden, dass das Alltagswissen über die Stadt noch nicht hinreichend erforscht und ausdiskutiert ist, wobei es darum geht, das Alltagswissen zu dieser im Gegensatz zu jener Stadt zu fassen. Damit einhergehend ist ungewiss, wie städtische Wirklichkeit konstruiert wird (bspw. Berking/Löw 2005b; King 2005; Lindner 2005; Berking/Löw 2008a; Berking 2008; Löw 2008a, 2011).

Anknüpfend an dieses Zwischenfazit sollen die bisherigen Erkenntnisse resümiert und daraus die Forschungsfrage abgeleitet werden: In den vorherigen Ausführungen wurde die stadtsoziologische Geschichte hinsichtlich ihrer Versuche, die Stadt begrifflich für die Theoriebildung zu fassen, knapp anhand der aus stadtsoziologischer Sicht relevanten Arbeiten von Karl Marx, Friedrich Engels, Max Weber, Georg Simmel, Robert E. Park und der Chicago School of Urban Sociology sowie Louis Wirth und der New Urban Sociology rekonstruiert. In diesem Zusammenhang wurde dargestellt, welche Annahmen und Forschungsinteressen dazu geführt haben, dass aus soziologischer Perspektive über die Stadt als Wissensobjekt bislang kaum gearbeitet wurde. Anhand der Darstellung konnte einerseits gezeigt werden, dass in der Geschichte der Stadtsoziologie bis dato die Analyse der Stadt weitestgehend zugunsten der Analyse sozialer Prozesse in Städten aufgegeben wurde. Andererseits konnten mit der Rekonstruktion dargestellt werden, welche Herausforderungen damit verbunden sind, Stadt als Gegenstand stadtsoziologischer Empirie und Theoriebildung zu fassen. In diesem Kontext wurde anschließend der in der jüngeren Vergangenheit eingeleitete Perspektivwechsel hin zu einer „Anthropology of the City“ (Ulf Hannerz 1980: 3) skizziert. In diesem Rahmen wurde herausgearbeitet, dass die Argumente, die in der Vergangenheit dagegen gesprochen haben, die Stadt zum Gegenstand stadtsoziologischer Empirie und Theoriebildung zu erheben, an ihre Grenzen stoßen. Nicht zuletzt eine Zusammenfassung von Ergebnissen aus der empirischen Forschung zeigt, dass sich soziale Phänomene in verschiedenen Städten in unterschiedlicher Weise beobachten lassen, was für eine Wirkmacht des spezifisch Städtischen spricht und gleichzeitig die Argumente, die gegen die Erforschung der Stadt vorgebracht werden, in Zweifel zieht. In Bezug auf die von Berking und Löw formulierte Hypothese, dass Städte eine lokal-spezifische, eigene Logik in einer reziproken Beziehung mit und unter ihren Bewohnern herausbilden und sich Städte in eben dieser sogenannten Eigenlogik distinktiv unterscheiden (Berking/Löw 2005b; Berking 2008; Berking/Löw 2008a; Löw 2008b, 2008a), wurde

---

Kulturwissenschaften bspw. Lindner (2008), hinsichtlich der Politikwissenschaften bspw. Zimmermann (2008) oder auch Heinelt/Lamping (2014).

gezeigt, dass die Argumente gegen die Erforschung der Stadt, zumindest in Bezug auf ein stadtsoziologisches Erkenntnisinteresse, fragwürdig werden. In diesem Kontext wurde dargestellt, dass aus einer wissenssoziologischen beziehungsweise sozialkonstruktivistischen Perspektive die zuvor aufgeführten Argumente gar haltlos sind. Denn wissenssoziologisch betrachtet sind Städte Objektivationen (vgl. Löw 2011: 59, auch zum weiteren Gedankengang) und wie alle Objektivationen, im Verständnis von Alfred Schütz, sind Städte dann kraft Setzung „Erzeugnisse eines Handelns und als Erzeugnisse sind sie auch Zeugnisse für das Bewußtsein des Handelnden, welcher sie in seinem Handeln erzeugte“ (Schütz 1974, orig. 1932: 186), so dass die Stadt selbst zur Teilmenge sozialer Wirklichkeit, selbst zum gesellschaftlich konstruiertem Phänomen avanciert.

Wie gezeigt, führt das von Berking und Löw neben der wissenssoziologischen Perspektive auch raumtheoretisch fundierte und praxeologisch informierte Fundament der Darmstädter Eigenlogik (vgl. Frank/Schwenk et al. 2013: 206) zu einer konzeptionellen Gegenstandsbestimmung der Stadt (vgl. hierzu auch Löw 2008b: 69 f.). Es wurde erörtert, dass der so geschaffene Zugriff auf die Stadt – zumindest für den Moment – ermöglicht, „ein grundlegendes Dilemma der soziologischen Auseinandersetzung mit dem Thema Stadt, nämlich die Schwierigkeit, Stadt als Gegenstand soziologischer Theorie und Empirie begrifflich näher zu bestimmen“ (Siebel 1987: 10), dahin gehend aufzulösen, dass zunächst einmal von „ebenso kontroversen wie arbiträren Versuchen einer »inhaltlichen« Begriffsbestimmung“ (Berking 2008: 22, im Original hervorgehoben) abgesehen werden kann. Der von Berking und Löw erarbeitete Ansatz gestattet nicht nur, sondern zielt – hypothesentestend – darauf ab, die Stadt als distinktives Wissensobjekt solange in dem Mittelpunkt des Erkenntnisinteresses der stadtsoziologischen Forschung zu rücken, bis eine Theorie zur Soziologie der Städte ausformuliert ist oder bis andere Erklärungsmuster für die Unterschiedlichkeit verschiedener Städte gefunden sind (vgl. hierzu auch Berking 2008: 22 f.). Nach Schütz ist in diesem Stadium die „erste Aufgabe der Methodologie der Sozialwissenschaften, die allgemeinen Prinzipien zu erforschen, nach denen der Mensch im Alltag seine Erfahrungen und insbesondere die der Sozialwelt ordnet“ (1971: 68). Es gilt daher erst einmal, wie Berking es prägnant formuliert hat, „jene für uns Alltagsmenschen so fraglos gegebene Gewissheit, dass New York nicht Wanne-Eickel und Eimsbüttel nicht Chicago ist“ (Berking 2008: 23), wissenschaftlich zu fassen.

Die vorliegende Arbeit setzt an eben dieser Stelle an. Sie zielt speziell auf die Konstruktionsprinzipien und Sinnzuschreibungen ab, mit denen städtische Wirklichkeit im Alltagswissen hergestellt wird. Damit steht die folgende Frage im Mittelpunkt des Erkenntnisinteresses:

Wie wird Stadt im Alltagswissen konstruiert beziehungsweise wie wird städtische Wirklichkeit hergestellt?

Mit dem Ziel, diese Frage zu beantworten, wird aus wissenssoziologischer Perspektive analysiert, wie die Stadt zur Stadt beziehungsweise wie diese Stadt zu dieser und jene Stadt zu jener wird. Damit möchte die Arbeit auch einen Beitrag leisten, ein von Berking und Löw identifiziertes Defizit zu füllen, denen zufolge „das empirische Wissen über die eigenlogische Entwicklung von Städten und deren Rahmenbedingungen“ (Berking/Löw 2008b: 12) fehlt.

Die gesellschaftliche Konstruktion der Stadt

Eine Theorie zur Soziologie der Städte

Müller, N.D.

2018, XIII, 270 S. 30 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-19590-8